

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

211 (9.9.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 114



Nr. 114. Karlsruhe, Mittwoch, den 9. September 1896

Großherzog Friedrich.

Ein berühmter Geschichtsschreiber, der im Leben auch dem Großherzoglichen Hause nahe stand, sagte einmal von dem Königtum der Hohenzollern: „Nirgends sind Fürst und Volk durch festere Banden verknüpft, nirgends die Gegensätze zwischen Herrschaft und Gesetz, Gehorsam und Freiheit, Monarchie und Bürgerstaat glücklicher überwunden.“ Wir Badener sind stolz darauf, daß wir dieses schöne Wort mit voller Berechtigung, und ohne auf Widerspruch zu stoßen, auf unsern Großherzog und sein Land anwenden dürfen. Die aus innigstem Herzen kommende Festesfreude, mit der ein treues Volk in diesen Tagen in allen Gauen der Heimat dem Herrscher die Huldigung darbringt, legt von dem glücklichen Verhältnis, das erhaben über den Schwankungen und Wirren der Tagesmeinung hier zwischen dem Fürsten und seinem Landesfindern herrscht, von neuem unumwunden Zeugnis ab. An dem heutigen wichtigen Lebensabschnitt unsres Großherzogs vergegenwärtigen wir uns denn gern wieder mannigfache Züge aus seinen vergangenen Tagen. Wir wollen, ohne eine zusammenhängende Darstellung seiner Erlebnisse zu versuchen, einiges von seiner Jugend hören und uns erinnern, wie er bis zu dieser Stunde sein Volk geführt.



Als vor 70 Jahren die Geburt des Prinzen Friedrich verkündet wurde, regierte in Baden Großherzog Ludwig. Fürst und Land gewöhnten sich eben erst an die in Kraft getretene Verfassung, und nicht ohne Reibungen und schwere Mißverständnisse konnten die neuen Zustände Wurzel fassen. Die Nachwirkungen der napoleonischen Kriege waren noch nicht überwunden, Handel und Verkehr wenig entwickelt und durch die allenthalben in Deutschland noch bestehenden Zollschranken an jedem Gedeihen gehemmt. Das politische Leben ging, da ihm keine große Tribüne und keine einflußreiche Presse zu Gebote stand, in zorniger Verbitterung auf oder bewegte sich in kleinlichen und partikularistischen Rechthabereien und weltbürgerlichen Träumereien. In Baden trat ein Umschwung ein, als im Jahre 1830 mit Großherzog Leopold ein milder, wohlwollender und von echt konstitutioneller Gesinnung getragener Fürst die Herrschaft antrat. Freilich der von der Zeit bedingten Einwirkung und dem vom Bundestag in Frankfurt ausgehenden Druck konnte auch seine Regierung sich nicht entziehen.

In diesen Jahren, da draußen in der Welt verbrauchte

Staatskunst und neue, zukunftsreiche, wenn auch vielfach unklare und durch radikale Thorheit entstellte Ideen mit einander rangen, wuchs Prinz Friedrich in einem glücklichen Familienleben und unter einer sorgfältigen Erziehung auf. Daß er dereinst, der zweite Sohn seiner Eltern, zur Regierung berufen werden würde, konnte man damals nicht voraussehen, wie sich auch seinem Vater erst in späteren Jahren unerwartet die Aussicht auf den Thron eröffnete. Bis zur Konfirmation im Jahre 1841 genoß der Prinz die treffliche Unterweisung von Geheimrat Rindt. Mit seinem älteren Bruder, dem Erbgroßherzog Ludwig, der im Jahre 1824 geboren war, trat Prinz Friedrich in das Leib-Infanterieregiment ein. Am 13. Juli 1841 bezog er zum erstenmal die Schloßwache in Karlsruhe. Eine im Jahre darauf unternommene Reise nach Oesterreich erlitt durch eine schwere Erkrankung des Prinzen eine empfindliche Störung. Beide Prinzen begaben sich im Jahr 1843 auf die Universität Heidelberg, Prinz Friedrich vier Jahre später zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien nach Bonn. Es ist wohl anzunehmen, daß die beiden hervorragenden Männer, die mehr als andere das Verständnis nationaler Politik geweckt und gefördert haben, Häuffer in Heidelberg und Dahlmann in Bonn, den Prinzen durch ihre Vorträge lebhaft angezogen und auf seine Anschauungen nachhaltig eingewirkt haben. Im militärischen Rang war er, als er nach Bonn abging, bis zum Major vorgeückt. Aber die Zeit der Ruhe und Sammlung sollte nicht mehr lange dauern. Die Bewegung des Jahres 1848, der in den Zuständen Deutschlands schon lange vorgearbeitet war, sollte die liberalen und nationalen Forderungen der Zeit zugleich erfüllen. Den Prinzen Friedrich rief der Kampf um die Herzogtümer nach Schleswig-Holstein. Mit stolzer Hoffnung, an diesem Kampfe für deutsches Recht teilzunehmen, trat er die Fahrt an, auf der ihn sein Vater bis Mannheim begleitete; aber er gelangte nach Schleswig, als Preußen sich eben anschickte, den Waffenstillstand von Malmsö abzuschließen und die Herzogtümer sich selbst zu überlassen. In die Heimat zurückgekehrt, fand der Prinz das Land in steigender Erregung, bis schließlich nach dem Scheitern der Reichsverfassung Baden in den Strudel der Revolution hineingezogen wurde. Die Folgen jener unseligen Wochen, den Eindruck des schändlichen Treubruchs hat Großherzog Leopold

nie völlig überwunden. Am 24. April 1852 ist er gestorben. Da schwere Krankheit es dem Erbgroßherzog Ludwig unmöglich machte, die Regierung anzutreten, übernahm Prinz Friedrich die Regentschaft mit dem Gelöbniß, „die Verfassung des Landes heilig zu halten, dessen Wohlfahrt möglichst zu befördern, alle und jeden in ihren Rechten, in ihren Würden und Aemtern kräftig zu schützen“. Da sich zeigte, daß eine Wiedergenesung des Bruders ausgeschlossen sei, nahm der Regent am 5. September 1856 die Würde als Großherzog an. Der Herrscher verkündigte dem Lande, er habe nach dem Tode des Vaters die Regierung mit allen Rechten und Pflichten angetreten, „jedoch von brüderlichen Gefühlen geleitet, die Großherzogliche Würde anzunehmen, damals unterlassen“. „Wir vermögen uns aber nach den Erfahrungen von mehr als vier Jahren nicht zu verhehlen, daß Wir zur Wahrung aller Interessen Unseres geliebten Landes, sowie zur vollen Ausübung Unserer Rechte und Pflichten, Uns der Annahme der Großherzoglichen Würde auf die Dauer nicht entschlagen können und dürfen Uns der Erwägung nicht entziehen, daß, wenn Wir ein Uns hausgesetzlich zustehendes Recht auch fernerhin ruhen lassen, hierdurch nicht mehr Unsere Person allein berührt werden würde.“

Die Ueberrahme des Großherzoglichen Titels fand kurz vor der Vermählung des hohen Herrn statt. Seit längerer Zeit war er mit dem Prinzen von Preußen in näheren Verkehr getreten. Dieser liebte damals, wie später als König und Kaiser, in Baden einen Sommeraufenthalt zu nehmen. Auch am Hofe in Karlsruhe erschien er mit seiner Gemahlin. In Begleitung der Eltern befand sich in den letzten Jahren Prinzessin Luise. Da lernte sich das junge Paar kennen, das einen glücklichen Ehebund für das Leben schließen sollte. Am 30. Septbr. 1855 fand in Koblenz die Verlobung und am 20. September 1856 die Vermählung in Berlin statt. Groß war der Jubel, als das hohe Paar in Mannheim zuerst badisches Gebiet betrat. Der Einzug in die Residenz fand am Samstag den 27. September am Nachmittag statt. Die Festlichkeiten, die die Stadt Karlsruhe veranstaltete, dauerten bis Donnerstag den 2. Oktober. Am Einzugstage standen die Bürger in der Karl-Friedrichstraße Spalier, die Jugend war bei der Stadtkirche aufgestellt. Mit Eintritt der Dunkelheit wurde die Stadt festlich beleuchtet. Als Festoper am Sonntag den 28. September wurde „Corydonthe“ aufgeführt. Ein Fackelzug der Bürgerschaft zog mit den Sängerkörnern am Dienstag den 30. September vor das Schloß. Im übrigen fanden verschiedene Lustbarkeiten und Aufführungen statt, ein großes Konzert des Cäcilienvereins am 2. Oktober beschloß die Feier.

Die Schwierigkeiten, die den Regenten mit dem ersten Tage seiner Regierung erwartet hatten, verließen ihn auch als Großherzog nicht. Es ist bekannt, wie seit dem Tode Großherzog Leopolds Irrungen und Mißhelligkeiten mit der erzbischöflichen Kurie ausgebrochen waren. Den Frieden für absehbare Zeit zu sichern, knüpfte man unmittelbare Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle an, die im Jahre 1859 zum Abschluß einer Uebereinkunft, dem Konkordate, führten. Da wurde aber die Frage heiß umstritten, ob ein solcher Vertrag überhaupt wünschenswert sei und, wenn man es einräume, ob der Inhalt des abgeschlossenen Vertrages nicht die größten Bedenken erwecke. Eine Versammlung in Durlach, bei der Männer wie Häuffer, Schenkel und Zittel die Redner waren, sprach sich im Einklang mit der Anschauung der Mehrheit der Bevölkerung gegen das Konkordat aus. Die zweite Kammer faßte den Beschluß, an den Großherzog die Bitte zu richten, die Uebereinkunft nicht in Wirksamkeit treten zu lassen, während die Minister, insbesondere Meynenburg und Stengel, an demselben festhielten und die Meinung vertraten, daß eine Genehmigung des ganzen Vertrages durch den Landtag nicht erforderlich sei. In dem Widerstreit der Meinungen trat der Großherzog als konstitutioneller Fürst auf die Seite der Volksvertretung, die beiden Minister nahmen ihre Entlassung, das Ministerium Stabel-Lamey wurde gebildet. In den herrlichen Friedensworten, mit denen der Großherzog am 7. April 1860 an den ersten Bürgerinn des Volkes die Mahnung richtete, alle Trennung zu vergessen, die die längste Zeit hervorgerufen habe, sprach er zugleich den Wunsch aus, es möge der Grundsatß der freien Entwicklung auf allen Gebieten des Staatslebens fruchtbar werden, „um alle Teile des Ganzen zu dem Einklange zu vereinen, in welchem die gesetzliche Freiheit ihre segensbringende Kraft bewahren kann.“

Wahrlich, der Segen gesetzlicher Freiheit hat seitdem seine Kraft bewährt. Durch das Wort des Fürsten wurde das Volk

zur Mitwirkung am Staatsleben aufgerufen, nicht bloß wie bisher an der Gesetzgebung im Landtage, sondern in allen Zweigen der Verwaltung, Justiz und Schule. Der Fürst wünschte, daß überall die freie Thätigkeit des Volkes zur Geltung käme. In Stadel und Lamey fand der Großherzog die Männer für eine Reformarbeit in großem Maße. Sie haben nach dem Willen des Landesherren den Kirchen die Selbständigkeit auf ihrem eigenen Gebiete in vollem Umfange eingeräumt, sie haben für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche die rechte Grundlage gefunden, sie haben das Schulwesen als modernstaatliche Einrichtung umgestaltet und vorbereitet, was eine spätere Epoche unter Jolly weiter ausbaute. Durch sie wurde eine neue Gerichtsorganisation geschaffen, bei der das bürgerliche Element entsprechend dem Grundgedanken der ganzen Reform ebenfalls zur Mitwirkung beigezogen wurde. Die Verwaltung wurde vereinfacht, in Bezirk und Kreis eine Vertretung geschaffen. Auch für die Verwaltung wurde nach der modernen Auffassung des Rechtsstaates in streitigen Fällen ein geordneter Instanzenweg eröffnet, der Verwaltungsgerichtshof gebildet. Als Lamey die Kreisordnung ins Leben rief, da mußte doch einer seiner heftigsten und unveröhnlichsten Gegner bekennen, daß der Bürgerinn, der seit dem 30jährigen Kriege dem deutschen Volke verloren gegangen sei, uns in der Selbstthätigkeit und Selbstverwaltung wieder aufleben solle.

Wir gedenken der Zeiten, da um die neue Schulordnung der heftigste Kampf tobte. Dem Minister drohte sogar wegen seiner energischen Durchführung des Gesetzes in der 1. Kammer eine Anklage auf Verfassungsbruch, die erzbischöfliche Kurie verbot den Geistlichen den Eintritt in den Ortsschulrat, wandernde Kasinos meinten das ganze Land mit fortreißen zu können. Die Versuche, den Träger der Krone selbst in den Streit hereinzuziehen, wurden abgewiesen, sie führten nur zu einem erneuten Ausdruck seines fürstlichen Vertrauens für Lamey. Ausgleichend und versöhnend suchte der Herrscher auch da zu wirken. Die Erregung ist in der That mit der Zeit zurückgetreten, die Kirche überzeugete sich, daß die neue Schulordnung ihrem berechtigten Einfluß nicht im Wege stehe. Sie nahm später das oben erwähnte Verbot zurück. Die gemischte Schule, Jolly's Schöpfung, wurde ohne schweren Kampf hingenommen.

Auch auf anderen Gebieten bewährte sich der schaffende Trieb eines freien Geistes. Veraltete Schranken fielen und auf dem Grunde des freien Gewerbes und der freien Bewegung entwickelte sich eine Thätigkeit in ungewohnter Ausdehnung. Die Gewerbefreiheit ergänzend, wurde eine humane Gewerbeordnung geschaffen. Der Großherzog selbst widmete den realen Bedürfnissen des Landes die größte Aufmerksamkeit. Im In- und Auslande suchte er Erfahrungen zu sammeln. Die Ausstellung in London im Jahre 1852 und die in Paris im Jahre 1867 brachten den Beweis vom Aufschwung des badischen Gewerbleibes, aber auch von der Fürsorge der Regierung und des Landesherren.

Vielseitig und unablässig war die Thätigkeit des Großherzogs für die deutsche Einheit seit seinem Regierungsantritt. Von seinem mannhaften Eintreten für den Ausbau des deutschen Reiches vernahmen wir seit einem Vierteljahrhundert. Sein Wirken in früherer Zeit kam noch nicht in vollem Umfang bekannt sein, doch sind wir durch Mitteilungen und Werke, so insbesondere die Lebenserinnerung des Herzogs Ernst von Sachsen-Roburg, der in der Auffassung der nationalen Frage seinem fürstlichen Schwager so nahe stand, unterrichtet genug, um das Wirken unseres Großherzogs für die Umgestaltung des Bundes nach Gebühr würdigen zu können. Er regte die Bildung eines obersten Bundesgerichtes an. Dem Plan einzelner Mittelstaaten zur Zeit des Krimkrieges, eine von den Großmächten unabhängige Politik zu treiben, die doch jeder realen Grundlage entbehrte, trat er entgegen. Die Beteiligung Badens an der Zusammenkunft der mittelstaatlichen Minister gab er nur zu, „um antinationale Bestrebungen zu hindern.“ Mit großer Gemüthung erfüllte ihn, als im Jahre 1860 in seinem Lande, da zum erstenmal der Versuch an der Seine unmittelbar an Deutschland herantrat und mit dem preussischen Prinzregenten in Baden-Baden eine Unterredung begehrt, der letztere eine so große Zahl deutscher Fürsten um sich scharte, um dem französischen Herrscher durch diese Einmütigkeit jede Hoffnung auf Einmischung in unsere Angelegenheiten zu benehmen.

Bald nach der Neubildung des Ministeriums berief der Großherzog den Freiherrn von Roggenbach und kurz nach diesem auch Karl Mathy in die Regierung. Er fand in beiden hochveranlagte Staatsmänner, die sich in ihren Anschauungen mit

dem Streben des Landesherren eins mußten. Beide verfolgten wie er die Einigung der deutschen Stämme und Staaten unter Preußens Führung. Die Augen der Zeitgenossen waren wieder auf unser Land gerichtet, denn kein deutscher Mittelstaat trieb damals so entschieden deutsche Politik, als Baden nach dem Wunsche und Willen seines Großherzogs. Roggenbach begleitete im Jahre 1861 den Großherzog nach Ostende zum Besuche König Wilhelms. Da nahm letzterer die Vorschläge des Ministers auf Umbildung der deutschen Verfassung entgegen, die sich in der Bahn der Politik der Kaiserpartei des Frankfurter Parlaments bewegten. Der König stand den Anschauungen des badischen Ministers nicht fern, wenn sich auch begreiflicherweise ein Großstaat die Wahl des Zeitpunktes, in dem man unter vorsichtiger Abwägung aller im Innern und in der Fremde in Betracht kommenden Momente eine fähne Politik aufnehmen konnte, ebenso vorbehalten mußte, wie die Wege, die zum Ziele führen konnten. Wo man aber den Wünschen des deutschen Volkes nach Roggenbachs Worten einen Stein statt Brot reichete, sei es in Sachsen durch Herrn von Beust, sei es durch die österreichischen Versuche, fand man in Baden den Gegner. Am unumwundensten gab Großherzog Friedrich seiner Auffassung auf dem Fürstentag in Frankfurt im Jahre 1863 Ausdruck. Es machte in der hohen Versammlung einen unerhörten Eindruck, als der Großherzog es unternahm, die Unzulänglichkeit der österreichischen Vorschläge mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen, aber mit der gleichen Entschiedenheit zu betonen, daß er bereit sei, Opfer seiner Rechte und seiner Stellung zu bringen, wenn das richtig verstandene Wohl Deutschlands es verlange. Noch ungenohnter erschien es, als der Großherzog seiner Erklärung hinzufügte, daß die berechtigten Hoffnungen der Nation nur durch eine freigeählte Volksvertretung erfüllt werden könnten. So zeigte sich damals unser Landesherr als ein nationaler und volkstümlicher Fürst zugleich, der auch auf dem Gebiete der nationalen Politik keinen Gegensatz zwischen Volks- und Fürstenrechten fand. Auf der Mainau wurde ihm im Oktober des Jahres in einer Adresse die Zustimmung weiter Kreise des Landes bekundet. In edler Bescheidenheit lehnte er jede besondere Anerkennung ab, denn was er gethan habe, sei nur die Erfüllung seiner Pflicht gewesen. Aber die Begeisterung für die höchsten Güter der Nation habe ihm Kraft verliehen, sein Ziel unbeirrt zu verfolgen.

Ein Rückschlag sollte noch einmal kommen. Das Jahr 1866 zwang den Großherzog, auf der unredlichen Seite zu stehen. Vergessens bemühte er sich, persönlich und durch seine Regierung, den Kampf zu vermeiden. Roggenbach war schon 1865 aus dem Ministerium geschieden; als der Anschluß an Oesterreich entschieden war, trat auch Mathy aus, ebenso beantragte Jolly seine Veretzung aus der Regierung. In jenen Tagen geriet auch die „Badische Landeszeitung“, die von Mathy inspiriert war, mit der durch die Lage gebotenen Politik in Konflikt. Mathy's Artikel wurden mit Beschlag belegt.

Als nun aber die Entscheidung gefallen war, hoffte der Großherzog, das Ziel der nationalen Einigung ganz zu erreichen. Doch mit Schmerz mußte er die Trennung Badens und des ganzen Südens vom neuen Bunde hinnehmen. Aber man wollte doch nicht hinter dem Norden zurückbleiben. Zunächst galt es die Wehrkraft des Landes auf die Höhe der norddeutschen Armeen zu bringen, überhaupt aber in allen Stücken die nationale Einigung vorzubereiten. Da entwickelte sich zwischen dem Landesherren und Mathy, der als Staatsminister eine neue Regierung gebildet hatte, wie Gustav Freytag sagt, „ein schönes Verhältnis männlicher Dienstreue, auf völlige Uebereinstimmung in den letzten Zielen der Politik und auf herzliche Achtung vor dem reinen und uneigennütigen Willen des anderen gegründet.“ In der Thronrede des Jahres 1867 sagte der Großherzog: „Mein Entschluß steht fest, dieser nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben und gerne werde ich und wird mit mir mein getreues Volk die Opfer bringen, die mit dem Eintritt in dieselbe unzertrennlich verbunden sind.“ Wahrhaft prophetisch klang das Wort des Ministers von Freytag, der um jene Zeit sagte: „Man muß vor dem Kriege gerüstet sein, denn heutzutage sind die Kriege schnell vorbei; nach dem Ausbruch eines Krieges ist es zum Rüsten zu spät.“

Gerüstet war das Land nach dem Willen des Landesherren, als der Angriff erfolgte. Vier Tage nach der Kriegserklärung waren die Truppen zum Feldzug fertig. Lange Stunden kamen; in der Residenz vernahm man den Kanonendonner am 4. und 6. August. Als aber am Abend die Kunde vom Siege bei Wörth eintief, da trieb es die von vaterländischem Hochgefühl

beseelte Bevölkerung vor das Schloß, um dem geliebten Landesherren die rein und wahr empfundene Huldigung darzubringen, denn er hatte seinem Volke den rechten Weg gezeigt. Wochenlang befand er sich dann in der Mitte seiner Truppen, die sich im Sommer- und Winterfeldzug an Tapferkeit und Ausdauer, männlicher Kraft und Todesverachtung ihren norddeutschen Brüdern ebenbürtig zeigten. Im November begab sich der Großherzog ins Hauptquartier nach Versailles, wohin schon vorher der Antrag Badens auf bedingungslose Aufnahme in den norddeutschen Bund gelangt war. Badens Eintritt machte denn auch keine Schwierigkeit, aber es gab vieles zu ebnet, um die Sprödigkeit der übrigen Staaten des Südens zu überwinden und das schlichte Wesen König Wilhelms für den neuen Glanz der Kaiserkrone zu gewinnen. Doch es gelang und, aus dem norddeutschen Bunde entstand das Deutsche Reich. Der Kronprinz aber schrieb damals in sein Tagebuch: „wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen war.“

Seitdem sind 25 Jahre vergangen und weit über die Grenzen des badischen Heimatlandes, in ganz Deutschland, weiß man zu würdigen, was die Nation dem Großherzog verdankt. Denn er hielt mit dem glänzenden Erfolge sein nationales Wirken nicht für abgeschlossen. Was er in Frankfurt gesprochen, hatte er vollzogen und für die nationale Gestaltung Opfer seiner Rechte und seiner Stellung gebracht. Die Verbindung, die Baden mit dem Reiche einging, ist nach dem Willen des Landesherren fester, als bei den Königreichen. Post und Telegraphie sind in die Verwaltung des Reiches übergegangen, die Militärbobheit ist auf den König von Preußen übertragen worden. Als zur Zeit des alten Bundes einige fremde Gesandten mit der Haltung Roggenbachs, der ihnen gar zu schnell die Anerkennung des jungen Königreichs Italien hatte vollziehen lassen, unzufrieden waren und andeuteten, bei solchem Verfahren Badens könnten sie am Ende abberufen werden, erwiderte der Freiherr wohl nicht ohne anmutigen Scherz, dem Lande könne nichts willkommeneres geschehen, als wenn es seinen unnützen diplomatischen Ballast los werde. Jedenfalls nach Errichtung des Reiches ist Baden in Beseitigung des diplomatischen Ballastes allen Mittelstaaten vorangegangen. Der Großherzog befahl die Einziehung aller badischen Gesandtschaften außerhalb Deutschlands.

In der Thronrede des Jahres 1877 erklärte der Großherzog: „Meine Regierung steht in den freundlichsten Beziehungen zu den Organen des Reiches und ist aufrichtig bestrebt, mitzuwirken für die Befestigung und Vervollkommnung seiner Einrichtungen.“ Aber der Landesherr beschränkte diese Mitwirkung nicht auf die staatlichen Organe, mit seiner Person trat er jederzeit für den Ausbau des Reiches ein. Ob er an der Seite Kaiser Wilhelms die rebenumkränzten Fluren des Wasganes aufsucht, ob er seinen amtlichen Verpflichtungen eines Armeespektors nachkommt, er ist in nationalem Sinne thätig; seine leutselige und gewinnende Art, sein huldvolles Wesen wirkt auf die entfremdete Bevölkerung der Reichslande veröhnend. Aber im eigenen Lande begrüßt er, wie er einmal selbst erklärte, „jeden Anlaß zu erneuter Anregung vaterländischen Geistes und Förderung nationaler Begeisterung. Er läßt es in dieser durch Verhegung und Kleinmut, Eigensinn und Selbstsucht zersfahrenen Zeit nicht fehlen, zur Eintracht, zur willigen, selbstlosen Unterordnung, zum dienenden Gehorjam aufzurufen. So faßt er seine Stellung zu den Militärvereinen auf, die er nicht müde wird, zu mahnen, den alten, echten Soldatengeist aufrecht zu erhalten. So ruft er dem jungen Geschlechte zu, dem das rühmreiche, mächtige Reich als reife Frucht zugefallen: „Vergessen wir nicht, daß es nötig ist, für große Dinge Opfer zu bringen, die sich nicht nach einem Menschenalter bemessen lassen.“

Erfüllt heute den Deutschen das Gefühl der stolzen Sicherheit, hebt ihn die vaterländische Begeisterung, daß er eines großen, Achtung gebietenden Reiches Bürger ist, das durch sein kraftvolles Dasein dem Erbteil den Frieden sichert, so blickt er dankbar auf den Großherzog von Baden, der so unendlich viel zur Einigung Deutschlands beigetragen hat. Das badische Volk aber preist sich glücklich, daß es diesen Herrscher den Seinigen nennen darf, der ihm in allen Tugenden vorangegangen, der ihm ein Vorbild war in Demut und Sitte, in Hochherzigkeit und Opferfreudigkeit, in jedem großen und edlen Streben. Darum verstimmt auch in diesen Tagen aller Eifer der Zeit, ein Gottesfriede herrscht unter den sich sonst befehdenden Meinungen, denn das Volk, das ganze Volk will seinem Herrscher danken. Auf ihn wenden wir des Dichters Ausspruch an:

„Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert,
Das Reich zu seh'n, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.“

Möchten auch alle Bewohner dieses Landes überall und immerdar sich dieser Worte würdig zeigen!

Er aber, der auf ein köstliches Leben voll Arbeit zurückblickt, möge in der ungetrübten Gesundheit und der jugendlichen Kraft, die er im 70. Jahre sein eigen nennt, seinem Hause, seinem Volke und dem großen Vaterlande erhalten bleiben!

Annemarie.

(14)

Novelle von R. Sommer.

Sie war achtzehn Jahre alt geworden und von entzückendem Liebreiz, aber wer sah etwas davon in unserm Dorf? Selbst der Kandidat Ellerkamp, der seit einiger Zeit sehr oft zu uns kam, schien nichts davon zu bemerken. Er warb augenscheinlich um sie, aber sein Gesicht blieb immer gleich ernst, langweilig und salbungsvoll.

„Anne lächelte auch nur verächtlich bei seinen Bemühungen.“

„Niemals Mutter, niemals trage ich solche Ketten.“

„Aber wenn Dein Vater es will, mein Kind?“

„Und er wollte es, das wußte ich.“

„Sie wurde bleich. „Dann — dann sterbe ich lieber, oder“

„—“ Ein trotziger Ausdruck trat auf ihr Gesicht. Mir preßte sich das Herz zusammen in heißer Angst — was sollte daraus werden?

„Eines Tages kam ein Brief von einer Verwandten von mir, welche in der Stadt verheiratet war. Wenn wir auch nicht viel verkehrten, so lebten wir doch in freundschaftlichen Beziehungen zu einander. Sie war plötzlich erkrankt, und da sie einen großen Haushalt hatte, bat sie uns, ihr Anne für einige Wochen zur Stütze und Pflege zu schicken.“

„Mein Mann, der sonst den Verkehr mit der Stadt nicht gern sah, hatte jetzt, wo seine Christenpflicht in Frage kam, nichts einzuwenden, und Anne war natürlich wie immer hilfsbereit. Mir selbst war die Gelegenheit höchst willkommen, hoffte ich davon doch für mein Kind eine kleine Erfrischung und Zerstreuung. Ich hatte ihr gesagt, sie solle nur ruhig so lange dortbleiben, als die Verwandten ihre Gegenwart wünschten, hatte ihr auch eine kleine Geldsumme von meinem Ersparten mitgegeben, damit sie, wenn die Gelegenheit sich bot, auch dann und wann ein kleines Amüsament haben konnte.“

„Es war ein schöner Tag im Spätherbst, als ich sie selbst eine Strecke auf dem Wege nach der Stadt begleitete. Sie plauderte fröhlich und fröhlich mit mir, bis ich zuletzt wieder umkehren mußte, und sie sich nun mit zärtlichem Ungestüm von mir verabschiedete.“

„Die ersten Tage verstrichen mir sehr öde ohne Anne, aber ich gewöhnte mich doch daran, freute ich mich doch so sehr, daß sie einmal für kurze Zeit aus der drückenden Stille unseres Hauses heraus war.“

„Drei Wochen hatte ich sie nun schon entbehren müssen. Während der Zeit kam Ellerkamp ein paarmal zu uns, und hielt dann auch in wohlgelesenen, salbungsvollen Worten um unsere Tochter an, worauf mein Mann ohne Zögern und ohne Anne selbst vorher zu fragen seine Zustimmung gab. Er schrieb ihr nur einen Brief, worin er sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzte und den Wunsch aussprach, sie möge nun so bald wie möglich nach Hause zurückkehren.“

„Mir war das Herz schwer, ich wußte, Anne würde sich dieser Verbindung widersetzen, und dann gab es Kämpfe, Kämpfe so lange, bis sie — müde war.“

„Ungefähr eine Woche verging darüber, kein Brief kam, und auch Anne kam nicht. Was hatte das zu bedeuten? Mein Mann schrieb noch einmal, diesmal an die Verwandten selbst.“

„Und da —“ die Pastorin schwieg eine Weile wie von Bewegung übermannt, „da kam die Nachricht zurück, d. h. meine Cousine brachte sie persönlich, daß Anne schon vor vier Tagen zu uns zurückgekehrt sei, wenigstens, daß sie sich von ihnen verabschiedet und auch ihre Sachen mitgenommen habe.“

„Wir standen ratlos, wie erstarrt vor Schreck. Was war da geschehen! Hatte sie unterwegs ein Unfall getroffen, oder hatte sie — eifrig kalt griff es mir ans Herz — hatte sie sich ein Leid angethan, um dieser verhassten Verbindung zu entgehen?“

„Ich war bestimmungslos vor Angst und Weh, während mein Mann alle möglichen Fragen an meine Cousine stellte und sich anschickte, in der Stadt Nachforschungen zu halten, bei der Polizei Meldung zu machen.“

„Sie beide gingen dahin zurück, während ich mich zu Hause in Angst und Not verzehrte.“

„Aber nicht lange, da sah ich auf der Chaussee ihn wieder heimkehren, er trug etwas in der Hand, war's ein Brief? War der Briefbote ihm vielleicht unterwegs begegnet und brachte er Nachricht von ihr? Mit einem lauten Aufschluchzen eilte ich ihm entgegen, ich sah nicht, daß sein Antlitz einen Zug von Härte trug, von Jörn und Schmerz, ich riß das Papier aus seiner Hand — ja, das waren ihre Schriftzüge — ich las atemlos die wenigen Zeilen, die an mich gerichtet waren, obgleich mein Mann den Brief schon geöffnet hatte und den Inhalt kennen mußte.“

„Verzeihung, Mutter! Liebe Eltern, verzeiht, daß ich Euch verlasse und meinen eigenen Weg gehe, aber ich kann nicht anders! Ich kann nicht zurück in die drückende Stille, ich kann die geplante Verbindung nicht eingehen. Es würde bittere Kämpfe geben, und sie wären nutzlos. Dem allem entweiche ich. Habt keine Angst um mich, ich schwöre Euch, ich werde gut und rechtschaffen bleiben. Meinen Aufenthaltsort nenne ich Euch jetzt noch nicht, aber ich bin bei guten, ehrenhaften Leuten, wenn sie auch nur Schauspieler sind, und bilde mich für diesen Beruf. Es drängt mich dazu, ich kann nicht anders. Man sagt ja auch, ich habe Talent. Wenn ich mein Ziel erreicht habe, schreibe ich Euch wieder. Nochmals, verzeiht, und gedenkt freundlich Eurer Anne.“

„Ich ließ das Blatt sinken. „Gott sei gedankt!“ kam es mir unbewußt über die Lippen.“

„Mein Mann lachte bitter auf.“

„Du dankst noch Deinem Schöpfer, daß Dein Kind der Sünde in die Arme läuft?“ sprach er schneidend.“

„Sie wird es nicht, sie wird gut bleiben — ich hatte Schlimmeres erwartet.“

„Schlimmeres giebt es nicht!“ war seine harte Antwort — „zehnmal besser den Tod!“

„Friedrich! Ichrie ich entsetzt auf, während er sich achselzuckend von mir wandte und dem Hause zuschritt.“

„Seit jener Stunde lag eine tiefe Kluft zwischen uns, ich konnte ihm seine Härte nicht verzeihen. Es war doch immerhin sein Kind.“

„Wie es nun erst still wurde in unserem Hause, ach so grabesstill! Und wie meine Gedanken immer bei meinen armen Kinde weilten, das in die Welt hinausgelaufen war, von deren Gefahren, von deren tausend Versuchungen es noch nichts wußte. Wie da oft so düstere Bilder vor mir aufstiegen, daß die heiße Angst mich emporjagte durch das Haus, durch Garten und Feld. Und kein tröstliches Ausipprechen, kein Anlehnen an die Brust meines Gatten. Für ihn war die Tochter tot, er nannte ihren Namen nicht mehr.“

„So verging ein langes, langes Jahr. Da, eines Tages kam wieder ein Brief von ihr. Ich wagte ihn kaum zu öffnen, und doch verschlang ich gierig die Zeilen. Und als ich sie gelesen hatte, warf ich mich auf die Knie und dankte Gott aus vollem Herzen.“

„Sie war ja glücklich, es klang nichts als Jubel durch den Brief. Sie hatte ihr Ziel erreicht, sie war nun Schauspielerin und Mitglied des „Berliner Theaterensembles“ wie sich die Gesellschaft nannte, die augenblicklich in B. gastierte. Sie sei der Liebling des Publikums und vor allen Dingen, schrieb sie, eine glückliche, geliebte Frau. Sie habe sich vor wenigen Tagen mit dem Schauspieler Stavenmann, einem tüchtigen und beliebten Künstler, vermählt. Zu ihrem Glück fehle nun weiter nichts als die Verzeihung und der nachträgliche Segen ihrer Eltern zu dieser Verbindung. Sie bat flehentlich um einige freundliche Zeilen.“

„Als ich meinem Mann den Brief geben wollte, wies er ihn schroff zurück. „Ich habe keine Tochter mehr.“

„So sagte ich denn kurz, daß Anne verheiratet sei und sich sehr glücklich fühle, wozu er nur schweigend die Achsel zuckte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt; Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt. Goethe.

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuf in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuf in Karlsruhe, Kirchstraße.